

A Heart of Shadow and Magic – Magieglimmen
Asuka Lionera



ASUKA LIONERA

A
Heart
of
Shadow
and
Magic



MAGIEGLIMMEN



PureBelle Verlag by Versum Verlagsgruppe GmbH

A Heart of Shadow and Magic – Magieglimmen
Neuaufgabe 2025
1. Auflage

Copyright © 2025 by Versum Verlagsgruppe GmbH
Unser Verlagshaus befindet sich im Norden von München:
Am Lenzenfleck 17A
85737 Ismaning
liebesbrief@purebelle.de

Text © 2018: Asuka Lionera

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugte Nutzung, etwa wie die Vervielfältigung,
Verbreitung, Übertragung oder Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit
schriftlicher Genehmigung der Versum Verlagsgruppe GmbH.

Coverdesign: susanna.design
Umschlaggestaltung: susanna.design
Innengestaltung: Asuka Lionera
Illustration der Innenklappe: Asuka Lionera
Lektorat: Samantha Halama
Korrektorat: Rieke Conzen
Satz: Rebecca Hägele
Bildmaterial: Shutterstock, Rawpixel, Freepik

Druck und Verarbeitung:
Druckerei FINIDR s.r.o.
Printed in Tschechische Republik
ISBN 978-3-98942-598-9

Weitere Informationen unter:
www.purebelle.de
TikTok: purebelle.verlag
Instagram: purebelle.verlag

Liebe Leserin, lieber Leser,

bevor du mit dieser Geschichte beginnst, möchten wir dir eine herzliche Erinnerung mitgeben: Diese Geschichte taucht tief in die Gefühlswelt ein und berührt auch Themen, die schmerzhaft und intensiv sein können. Auf der letzten Seite findest du eine ausführliche Triggerwarnung – beachte bitte, dass diese Spoiler für das gesamte Buch enthält.

Falls dir bestimmte Themen zu viel werden, ist es völlig in Ordnung, eine Pause einzulegen und gut auf dich selbst zu achten.

Wir wünschen dir ein schönes Leseerlebnis.

Von Herzen
Dein PureBelle Verlag



Prolog



ICH SPÜRE IHRE ANGST.

Sie durchströmt mich, als wäre sie meine eigene. Zerreißt mich, weil ich wusste, dass es passieren würde. *Sie* wusste es. Und sie hat alle davor gewarnt, doch niemand schenkte ihren Worten Glauben. Sie blieben taub für die Wahrheit, die sie sich nicht einmal in ihren schlimmsten Alpträumen vorstellen wollten. Doch nun sind die Ausgeburten jener schrecklichen Träume und der Wahrheit, vor denen sie alle die Augen verschlossen hielten, vor ihren Toren, hinter ihren Mauern – mitten unter ihnen.

Ich bilde mir ein, den Rauch riechen und die Schreie hören zu können, die von der Stadt aus hoch zum Palast dringen. Noch sind sie fern, kommen aber schnell näher. Hier, eingesperrt in meiner Welt, sind diese Eindrücke jedoch bloß eine Halluzination. Denn hier bin ich ein Gefangener, unfreiwillig zurückgeschickt ins Exil, obwohl ich nichts lieber getan hätte, als an ihrer Seite zu bleiben und kämpfend zu sterben.

Es ist erst drei Tage her, seit sie mich verstoßen hat, doch mir kommt es wie eine Ewigkeit vor. Ich wandele in den

Schatten meiner sterbenden Welt, in der Hoffnung, irgendein Schlupfloch zu finden, das mich zu ihr zurückbringt, obwohl ich genau weiß, dass es eine solche Hintertür nicht gibt. Nur durch einen besiegelten Pakt kann ein Wesen wie ich die Welt der Menschen betreten. Manchmal jedoch sind die Übergänge zwischen unseren Welten so dünn, dass ich kurze Blicke auf sie erhaschen und mich ihr nahe fühlen kann.

So wie heute Nacht.

Ich sehe sie an ihrem Fenster stehen, die Hände um den Sims verkrampft, während sie nach draußen starrt. Der hereindringende Nachtwind zerrt an ihrem braunen Haar, das ihr offen über den Rücken fällt, und bauscht das schlichte weiße Schlafgewand um ihren zierlichen Körper. Ihr Gesicht ist beinahe so bleich wie der Stoff an ihrem Leib – und in ihren Augen, in denen für gewöhnlich Neugier und Wissen gleichermaßen aufblitzten, schwimmen Tränen. Beim Anblick der puren Verzweiflung, die sie ausstrahlt, zieht sich mein Herz schmerzhaft zusammen. Ich will zu ihr, will in dieser schweren letzten Stunde bei ihr sein, doch wann immer ich die Hand nach ihr ausstrecke, greife ich durch sie hindurch, als wäre sie nichts weiter als ein Trugbild.

Aber die Jahre, die ich an ihrer Seite verbracht habe, geben mir die Gewissheit, dass sie keine Illusion ist. Ich weiß, dass sie dort an ihrem Fenster steht, wie sie es so oft zuvor getan hat – scheinbar nur eine Armlänge, doch gleichzeitig Welten von mir entfernt.

Ich will mir nicht einmal vorstellen, was in ihr vorgehen muss, während sie dabei zusieht, wie ihre Stadt brennt und von Eroberern heimgesucht wird. So hat sie es prophezeit. Sie wusste es ... und sie hat alles getan, um ihrer Stadt und deren Bewohnern dieses Schicksal zu ersparen. Sie hat ihre Brüder

und ihren Vater mehrmals gewarnt, doch sie haben es als das Geschwätz einer ahnungslosen und verwirrten Frau abgetan. Nur ich glaubte ihr. Ich hätte ihr alles geglaubt. Als ihr Familiar war ich ein ums andere Mal Zeuge ihrer Visionen, die sie in letzter Zeit immer häufiger und vehementer heimsuchten.

Tränen rinnen ihr über die Wangen und hinterlassen eine im Mondlicht glitzernde Spur. Ich strecke die Hand aus, um sie wegzuwischen, doch greife erneut durch sie hindurch.

Plötzlich wird die Tür zu ihrem Gemach aufgestoßen. Sie wirbelt herum und greift dabei nach einem goldenen Dolch, der auf dem Fenstersims liegt. Nicht eine Sekunde lang flackert Angst in ihrer Miene auf, als sie das Kinn reckt und die drei Männer niederstarrt, die nun mitten in ihrem Gemach stehen.

Meine stolze, furchtlose Prinzessin ...

Wie von selbst stelle ich mich zwischen die Männer mit den gezückten und mit Blut besudelten Schwertern und meine Herrin, doch keiner von ihnen nimmt Notiz von mir. Wie könnten sie auch? Ich bin nicht mehr Teil ihrer Welt, bin nichts weiter als ein wandelnder Schatten, der immer wieder nach den dünnen Übergängen sucht, um wenigstens in der Illusion zu existieren, dass sie noch bei mir ist.

Im Moment würde ich alles dafür geben, den Männern das anzügliche Grinsen aus dem Gesicht zu schlagen.

Die dunkle, pulsierende Wut, die durch mich hindurchrauscht, lässt mich kaum einen klaren Gedanken fassen. Ich will ihre Schreie hören, wenn ich ihnen mit meiner Magie die Augen herausbrenne, damit sie nie wieder eine Frau auf diese Weise anschauen.

Das ist die schlimmste Strafe, die das Schicksal sich für mich hätte ausdenken können: Ich muss dabei zusehen, wie meine Herrin allein einer Übermacht gegenübersteht. Ihr ist

klar, dass sie nicht gewinnen kann. Selbst wenn es ihr gelänge, die drei Männer wie durch ein Wunder zu überwältigen, würde sie niemals heil aus der brennenden Stadt fliehen können. Sie wird sterben. Und sie weiß es. Dennoch hält sie den Kopf oben und lässt sich nach außen hin ihre Angst nicht anmerken.

Trotz der Wut und Panik, die zu gleichen Teilen in meiner Brust toben, bin ich in diesem Augenblick unsagbar stolz auf sie.

Den Griff des Dolches fest umklammert, weicht sie keinen Schritt zurück, als die Männer sich ihr grinsend und feixend nähern. Jeder anzügliche Blick, den sie an ihrem Körper auf und ab gleiten lassen, schürt in mir den Drang, die Eindringlinge auf der Stelle zu zerfetzen. Ich würde jeden Handel, jeden Pakt eingehen, um diese Möglichkeit zu ergreifen, doch ich bin zum Zusehen verdammt.

Ganz genau weiß ich, was meiner Herrin in diesem Moment, in dem sie sich der Übermacht gegenüberstellt, durch den Kopf geht. Sie will sterben, sucht bewusst den Tod im Kampf, denn die Alternative wäre für sie viel schlimmer.

Da sie die Prinzessin der Stadt ist, gilt sie in den Augen der Eroberer als wertvolle Trophäe. Sie würden sie zu einer Sklavin machen, sie erniedrigen und sich an ihr vergehen, wann immer ihnen der Sinn danach stünde. Lieber stirbt sie jetzt, als in einem Leben in Unterdrückung zu enden.

Ich wünschte, sie hätte mich nicht zurückgeschickt, dann könnte ich in ihrer letzten Stunde Seite an Seite mit ihr kämpfen. Zwar könnten wir den Krieg nicht gewinnen, aber ich würde jeden töten, der es wagt, ihr auch nur ein Haar zu krümmen. Und sie wäre nicht allein.

Ein Teil von mir ist dankbar darüber, dass der Riss zwischen unseren Welten plötzlich verschwimmt und ich nicht weiter

mitansehen muss, was mit ihr geschieht. Ich wüsste nicht, was schlimmer ist: Ihren toten und womöglich geschändeten Körper vor mir zu sehen oder in ihre glanzlosen Augen schauen zu müssen, während sie in einem fernen Königreich auf Knien den Boden schrubbt – der Blick leer nach endlosen Demütigungen und ohne jedwede Hoffnung auf Rettung. Gefangen in einer wahr gewordenen Schreckenszukunft, die sie für sich vorhergesehen hat und an der sie nichts zu ändern vermochte.

Obwohl der dankbare Teil in mir überwiegt, hämmere ich dennoch mit beiden Fäusten gegen die Barriere, die unsere Welten voneinander trennt, und schreie und schreie und schreie, bis meine Stimme versagt. Immer wieder rufe ich ihren Namen, flehe um Verzeihung und verfluche sie im gleichen Atemzug dafür, dass sie mich fortgeschickt hat.

Als meine Kräfte mich verlassen, versinke ich in einer fast tröstlichen Dunkelheit, die mich vergessen lässt, wer oder was ich bin. Die mir jegliches Gefühl für Raum und Zeit nimmt. Was bleibt, sind Erinnerungen und die Gewissheit, dass ich versagt habe. Dass ich sie im Stich gelassen habe, als sie mich am dringendsten gebraucht hat.

Von Zeit zu Zeit höre ich den Ruf eines Mediums, das meine Hilfe verlangt, und spüre das Ziehen, das von meinem Dasein Besitz ergreift und mich zurück in die Welt der Menschen holen will. Doch ich ignoriere jedes Rufen, jedes Ziehen, denn kein Licht ist so strahlend wie das meiner Herrin, die ich vor langer Zeit verloren habe.

Und bis ich dieses Licht wiederfinde, werde ich in der Dunkelheit und im Exil bleiben, um für mein Vergehen zu büßen.



1

Felicity

ICH HASSE DEN SOMMER.

Ich hasse ihn aus tiefstem Herzen.

Die beste Lösung ist es, mich für die nächsten Monate irgendwo einzuschließen. Auf einer einsamen Insel oder so. Weit weg, wo ich keine Menschenseele zu Gesicht bekommen muss.

Stöhnend lasse ich den Kopf auf die Theke vor mir sinken und ignoriere die Tatsache, dass meine Wange daran festklebt. Wenn ich die Augen fest zukneife und mir vorstelle, ich wäre irgendwo in der Antarktis, bin ich für ein paar Sekunden schmerzfrei. Allerdings vergehen diese viel zu schnell, denn das Pulsieren in meinem Kopf wird fast augenblicklich durch das hohe, tinnitusähnliche Fiepen abgelöst, das sogar das Stimmengewirr um mich herum übertönt.

Ich hätte zu Hause bleiben sollen. Warum habe ich mich nur von meiner besten Freundin dazu überreden lassen, heute ins Café zu kommen? Doch die Frage beantworte ich mir selbst: Weil ich sie vermisst habe. Katie ist so ziemlich der einzige Mensch auf dem Planeten, der ansatzweise Verständnis für

mich hat. In ihrer Nähe fühle ich mich nicht wie der Freak, als den mich nahezu alle anderen seit meiner Jugend sehen. Über eine Woche habe ich mich in meinem Zimmer eingegelt und Katie vernachlässigt, was sich als beste Freundin nicht gehört – und mir ging mein Selbstmitleid auf den Senkel. Also habe ich meine Sachen geschnappt und bin in die Stadt gefahren. Diese Entscheidung bereute ich aber nach wenigen Minuten, als ich all die Menschen sah, die sich ebenfalls gedacht haben, dass heute ein toller Tag für einen Ausflug in die Stadt wäre. Wahrscheinlich hätte ich Katie doch bitten sollen, zu mir zu kommen, denn diese verdammten Kopfschmerzen bringen mich noch um.

»Hier«, sagt meine beste Freundin, während sie einen großen Erdbeershake vor mir abstellt. »Als Wiedergutmachung. Geht aufs Haus.«

Ohne meine Reaktion abzuwarten, huscht sie weiter, um die Bestellung eines anderen Gastes anzunehmen. An einem schönen Tag wie diesem ist das Café brechend voll; die Gäste vertilgen riesige Eisbecher oder schlürfen mit ihren Freunden ein paar kühle Getränke.

Kurz verfolge ich Katie aus den Augenwinkeln. An den meisten anderen Bedienungen sehen die knallroten, nicht einmal knielangen Outfits mit den weißen Schürzen, die die weiblichen Angestellten hier tragen müssen, lächerlich aus, aber nicht an Katie. Sie könnte einen blauen Müllsack angezogen haben und würde trotzdem sämtliche Blicke auf sich ziehen. Ihre Haltung, ihre Bewegungen, ihr Lächeln – alles strotzt nur so vor Selbstbewusstsein. Und das kommt nicht von ungefähr. Katie ist im wahrsten Sinne des Wortes eine Erscheinung – dank ihrer Gabe; gemeinhin wird sie als ›schöner Schein‹ bezeichnet und ist ziemlich weitverbreitet. Mit ihrer Magie kann Katie das Licht um sich herum brechen und ihre

Gestalt auf diese Weise geringfügig verändern; jedenfalls hat sie mir das so erklärt. Dadurch sieht sie stets aus wie aus dem Ei gepellt, wobei sie auch ohne die Gabe dank ihrer blonden Haare, der leuchtend blauen Augen sowie der zierlichen Figur ein Hingucker wäre.

Ich hingegen bin zwar nicht hoffnungslos entstellt, aber ich besitze nicht diese Schönheit, die fremde Leute dazu veranlasst, sich auf der Straße nach mir umzudrehen. Durchschnittliche Statur und Größe – etwas zu klein vielleicht –, weiche Formen, straßenkötterbraune Haare, die mir bis zur Mitte des Rückens reichen. Allerdings fehlt mir das Gespür für Mode und das Händchen für Frisuren, weshalb ich immer in bequemen Sachen und mit Pferdeschwanz unterwegs bin. Nur meine grünen Augen mit der dunkleren Umrandung um die Iris mag ich, aber sie lassen mich nicht aus der Masse herausstechen, denn um sie zu sehen, müsste man sehr nah an mich herankommen.

Und das ist etwas, was ich auf den Tod nicht ausstehen kann, vor allem, wenn es sich dabei um einen Jungen handelt.

Selbst bei meinen beiden älteren Brüdern springt meine Gabe an, sobald sie in meine persönliche Komfortzone eindringen. Dann sind die Kopfschmerzen – eine Mischung aus Hämmern, Pulsieren und dem Gefühl, dass ein glühender Nagel in meine Schläfe gerammt wird – nicht mehr auszuhalten.

Was würde ich nur dafür geben, wie Katie über den ›schönen Schein‹ zu verfügen. Nicht, weil ich unbedingt anders aussehen will. Mir wäre jede verdammte Gabe recht, solange ich dadurch auf *meine* verzichten könnte. Die verdient übrigens den Titel ›Gabe‹ nicht im Geringsten; vielmehr ist sie ein Fluch. Und nutzlos obendrein.

Ich hebe den Kopf, verziehe kurz den Mund, als der klebrige Tresen meine Wange festhalten will, und angele mit der Zunge nach dem Strohalm des Shakes, während ich starr auf die unbesetzte Theke vor mir schaue. Wenn ich all die Menschen hinter mir nicht ansehe, sind die Kopfschmerzen auszuhalten. Doch ein nervöses Kribbeln im Nacken, gepaart mit dem verhassten Fiepen, sagt mir, dass wieder welche von *ihnen* hier sind. Das ist kein Wunder, schließlich sind sie überall, aber lediglich ich kann die Disharmonien sehen. Was es mir schwer macht, jemandem das Ausmaß meines Fluches zu beschreiben. Versuche ich es dennoch, ernte ich verwirrte Blicke oder ein sicherlich gut gemeintes »Stell dich nicht so an«, jedoch nie Verständnis. Also habe ich es irgendwann aufgegeben, anderen erklären zu wollen, was in mir vorgeht, wenn ich unter Menschen muss. Ich beiße die Zähne zusammen, ertrage es eine Weile und flüchte dann in die Abgeschiedenheit meines Zimmers. Vielleicht sollte ich mir ein Haustier zulegen, um nicht völlig einsam sterben zu müssen.

Katie kommt zurück und lässt sich auf dem Hocker neben mir nieder, wobei sie sich eine Strähne ihres blonden Haares aus der Stirn pustet. Immer in ihrer Nähe schwirrt eine Fee, die kleiner als meine Handfläche ist und einen so unaussprechlichen Namen besitzt, dass ich es gar nicht erst versuche, ihn korrekt wiedergeben zu wollen. Als sie bemerkt, dass ich sie ansehe, streckt mir die Kleine die Zunge heraus, bevor sie wegen meines wütenden Blickes hinter Katies Hals Schutz sucht, nur um erneut zu mir zu schauen und mir wieder die Zunge herauszustrecken. Am liebsten würde ich sie für diese Frechheit in dem Erdbeershake ertränken. Wir zwei kamen noch nie gut miteinander aus – sie ist ein schlimmerer Quälgeist als Tinkerbelle –, aber sie ist Katies Familiar, ob ich sie nun

leiden kann oder nicht. Wir hatten keinen sonderlich guten Start. Katie stellte mir an dem Tag ihren Familiar vor, an dem meine Brüder mir einen eigenen Familiar verboten – für immer. Damals war ich zwölf und nahm es nicht gut auf, was ich leider an der kleinen Fee ausließ. Meine anschließenden Entschuldigungen stießen bei ihr auf taube Ohren. Seitdem hasst sie mich und macht mir das Leben schwer, wo sie nur kann. Man könnte denken, dass die Möglichkeiten eines solch kleinen Familiars begrenzt seien, doch auch eine einzelne Mücke kann einen um den Schlaf einer ganzen Nacht bringen.

»Wie läuft es bei der Jobsuche?«, fragt Katie und tut so, als hätte sie die Entgleisung ihrer Fee nicht bemerkt.

Missmutig stochere ich mit dem Strohalm im Shake herum und murmele etwas Unverständliches. Noch ein Thema, um meine Laune langsam, aber sicher dem Nullpunkt entgegen-schlittern zu lassen.

»Immer noch nicht besser?«

Ich zögere, schüttele dann aber den Kopf. Es bringt nichts, es vor ihr verheimlichen zu wollen, denn sie weiß, warum ich mich so schwertue. Hin und wieder jobbte ich hier im Café, zumindest so lange, bis mich Katies Chef hochkantig raus-schmiss, weil ich zum wiederholten Male Getränke über Gäste gekippt hatte. Nicht absichtlich ... Na ja, es *war* absichtlich, aber ich hatte einen guten Grund! Nur leider will den niemand hören.

»Brauchst du überhaupt einen Job?«, fragt Katie. »Ich meine, deine Eltern waren steinreich und deine Brüder sind so berühmt, dass sogar ich Poster von ihnen über dem Bett hängen habe.«

Ich verziehe angewidert den Mund. Das ist einer der Gründe, warum ich Katies Wohnung meide wie die Pest.